

dadurch gesichert, daß er um den Hals getragen wird, an einer Stelle also, wo er durch Schlag, Stoß und Beschädigung fast nicht zu leiden hat (die wenigen Fälle, wo er auf dem Kopf des Skeletts liegend gefunden wurde, mögen hier beiseite bleiben); nur die Stelle, wo er den Nacken bedeckt, liegt offener, und es mag hier die schon öfter gemachte Bemerkung nicht unerwähnt bleiben, daß der unter dem Kopfe liegende Teil des Halsrings ausgeblüht oder von einer dickeren Schicht organischer Stoffe umgeben war als der auf der Brust befindliche. Doch möchte ich dies mehr darauf zurückführen, daß die unter dem Kopfe liegende Ringhälfte von der Verwesungsflüssigkeit umspült und dadurch das Metall zum Ausblühen gebracht wird. Immerhin wird man bei Ausgrabungen sein Augenmerk auch hierauf richten müssen.

Bleibt also die andere Annahme, daß die Trägerin des Ringes geschützt werden sollte, sei es nun, um den Druck des schweren Metalls zu mindern, sei es, um die Haut vor Entzündungen unter dem Einfluß des oxydierenden Metalls zu bewahren. Jedenfalls habe ich es öfter erlebt, daß sich bei mir unter einem Fingerring, dessen Gold mit Kupfer vermischt war, auf der Haut Eiterbläschen bildeten; um wieviel mehr muß dies bei Kupfer-Zinn-Ringen der Fall sein! Allerdings kann sich unter einem locker liegenden Halsring die Feuchtigkeit nicht so leicht halten wie unter einem festanliegenden Fingerring, trotzdem sind chemische Veränderungen des Kupfers, z. B. durch Schweiß, und dadurch hervorgerufene Entzündungen der Haut sehr wohl denkbar.

Dazu kommt noch eins; der Halsring kann und wird als Schmuck gedient haben, aber nur, wenn er nicht oder nicht ganz unwickelt war;<sup>3)</sup> war er es, so ging durch die Hülle der ins Auge fallende Metallglanz verloren, und dann genügte auch ein aus Holz oder anderem leicht vergänglichem Stoff hergestellter Ring (es darf wohl als richtig angenommen werden, daß die große Masse des Volks, dessen Dasein sich nicht in prunkvollen Tumuli erhalten hat, sich mit Ringen einfacher Art begnügt hat). Denn es ist möglich, daß der Ring auch dem praktischen Zweck gedient hat, Träger eines an ihm befestigten Kleidungsstückes, etwa eines nach Art des heutigen Brautschleiers den Körper umgebenden Gewandes zu sein; auch dafür würde die Umwicklung des Ringes passend sein, da letztere die Möglichkeit leichterer Befestigung bietet als der glatte Metallreif. Diese Annahme und der Vergleich mit dem Brautschleier trifft besonders auf die wirklichen Kopfringe zu. Auch die Vermutung, daß durch den Hals- und Kopfring das Haar der Trägerin aufgebunden und gehalten werden sollte, ist nicht von der Hand zu weisen. Einen praktischen Zweck mag auch der an vielen geschlossenen Halsringen befindliche Gußzapfen gehabt haben, der knopfartig hervorspringt und irgendwie als Halter eines Kleidungsstückes gedient haben kann. Nicht unerwähnt soll aber die Ansicht sein, daß es seinerzeit vielleicht noch an den Werkzeugen fehlte, um den Zapfen zu beseitigen, daß es sich also nur um einen Schönheitsfehler handelte; bei vielen Ringen sind die Spuren des entfernten Gußzapfens noch deutlich erkennbar. Es wird bei Funden darauf zu achten sein, ob der Zapfen am Nacken oder auf der Vorderseite des Skeletts sitzt. Helmke.

### Römisches Gebäude im Rotwildpark bei Stuttgart.

3 km westlich vom Westvorort Stuttgarts, Stuttgart-Heslach, liegt im Rotwildpark am Oberlauf des dort entspringenden Glomsbaches, etwa 800 m östlich vom Jagdschloß Bärenschlöble, ein quadratischer Wall mit 26 m Seitenlänge aus zugehauenen kleinen Stubensandsteinbrocken. Die Ostseite des Vierecks

<sup>3)</sup> Dieselbe Art des Tragens der Ringe, aber so, daß nur der auf dem Nacken ruhende Teil umhüllt ist, ist heute noch in Aequatorial-Afrika im Gebrauch.

ist bis auf 5 m an den steilen Bachrand so herangerückt, daß zwischen Wall und Steilrand eine schmale ebene Terrasse bleibt. Der Bach selbst fließt in einer kleinen Schlucht von etwa 11 m Tiefe. Da, wie die Umgebung zeigt, die von den Wällen umschlossene Fläche sich in alter Zeit flach gegen den steilen Hang neigte, ist diese terrassiert worden, um dem Bauwerk einen ebenen Innenraum zu schaffen. Hierdurch hebt es sich besonders deutlich im Gelände ab. Das zuständige Forstamt machte auf die Stelle aufmerksam.

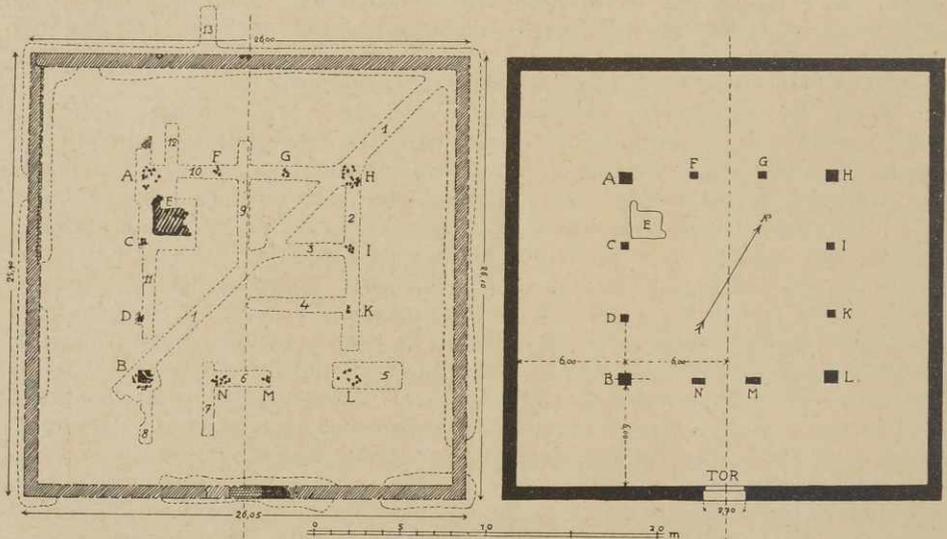


Abb. 1. Befund und Grundrißschema des römischen Gebäudes im Rotwildpark bei Stuttgart.

Im Auftrage des Landesamtes für Denkmalpflege untersuchte im September 1921 Dr. Paret diese Stelle. Er fand, daß in den Steinwällen eine 80 cm breite Mauer steckte, die ein Mauerquadrat von 26 m Seitenlänge bildete. Das Material, aus dem die Mauer aufgeführt ist, ist Stubensandstein, wie er in der Umgegend überall ansteht. In den Fugen findet sich kaum noch Mörtel. Offenbar ist dieser durch die Vegetation in dem kalkarmen Boden völlig aufgezehrt worden. Die Mauer ist auf einem Fundament von hochkant gestellten Stubensandsteinbrocken, die zum Teil in zwei Lagen grätenartig übereinander aufgepackt sind, errichtet. Darauf folgt eine Ausgleichsschicht von 20 cm Stärke. Hierüber sind noch bis zu 5 Lagen des aufgehenden Mauerwerks erhalten. Dieses bestand aus den üblichen römischen Quadern, die dieselbe Bearbeitung zeigten, wie die Steinbrocken, die als Schuttwall diese Mauer ummantelten. Innen ist das Mauerwerk roher, außen sorgfältiger zugespitzt. Doch fanden sich keinerlei Reste von Verputz. An der Nordwest- und Nordostecke sind im Fundament und in der Ausgleichsschicht größere, bis 1,20 m lange, Blöcke verwendet. An der Westseite springt das aufgehende Mauerwerk gegen die Ausgleichsschicht etwas zurück, so daß es hier nur 60—65 cm breit ist, während es auf den übrigen Seiten die gleiche Stärke von 80 cm wie das Fundament hat.

Die rundum ausgezeichnet erhaltene Mauer ist nur auf der Südseite auf einer kurzen Strecke zerstört. Hier ist noch der Eingang deutlich festzustellen. 10,5 m von der Südostecke entfernt liegt auf dem Fundament ein 1,30 m langer und 80 cm breiter Sandsteinblock, an dessen Westende eine schmale Rinne von 20 cm Länge eingehauen ist, die in einer napfartigen Vertiefung endet. Die

Rinne ist von der Außenkante des Blocks 30 cm entfernt. Es ist dieses der Rest des Torfundaments, in das der östliche Drehzapfen der wohl doppelflügligen Tür eingelassen war. Da der Drehzapfen 1,35 m von der Mittelachse des Gebäudes entfernt ist, läßt sich aus seiner Lage die Breite des Tordurchganges auf 2,70 m errechnen. Die eigentliche Torschwelle fehlt. Ein am Steilhang des Glemsbaches liegender großer Block ist offenbar ein Rest derselben. Er zeigt an seiner Oberfläche eine Abarbeitung für den Anschlag der Tür. Der Block, in dem der westliche Drehzapfen des Tores eingelassen war, ist ebenfalls nicht mehr erhalten. Diese beiden fehlenden Blöcke bilden die oben erwähnte Lücke im Mauerwerk der Südseite. Außerhalb der Ostmauer, dicht am Fuß derselben fand Paret einen Haufen eiserner Nägel von 9 cm Länge.

Einige oberflächliche Grabungen im Innenraum erbrachten keinerlei Reste von irgendwelchen Mauern<sup>1)</sup>. An Kulturresten fand Paret einen Rheinzaberner Sigillatascherben, den rot bemalten Rand und Ausguß einer Reibschale, Reste von grauen Kochtöpfen, rötlichen Krügen, einer großen Amphore, und eine fast ganz erhaltene Schüssel aus rotgelbem Ton, mit Nutfalz 9,5 cm hoch und 19 cm äußeren Durchmesser, ferner römische Ziegelreste.

Da er im Innenraum westlich vom Tor Dachziegelreste fand, nahm er an, daß hier im Innenraum eine Hütte gestanden hätte, die mit Ziegeln gedeckt war<sup>2)</sup>. Weil aber die Grabung im Innenraum flüchtig vorgenommen war und sichere Schlüsse auf die Verwendung des eigenartigen Bauwerkes nicht zuließ, untersuchte der Unterzeichnete im Juli und Oktober 1922 an je 2 Tagen den Innenraum genauer. Es zeigte sich, daß dieser mit ganz hellem, steinfreiem Lehm Boden erfüllt ist. Da diese helle Bodenschicht gegen die Ostseite, die aufgefüllt ist, mächtiger wird, haben wir in ihr die Aufschüttung zu sehen, die dazu diente, dem Gebäude einen ebenen Innenraum zu schaffen. Irgendeine Kulturschicht, die einen Schluß auf die alte Oberfläche und die Verwendung des Gebäudes zu machen gestattete, war nirgends zu erkennen.

Ein Diagonalschnitt (1 im Plan Abb. 1) von der Südwestecke zu der Nordostecke erbrachte im Abstand von je 6 m von der West- und Südmauer und der Mittelachse des Gebäudes eine 80 cm im Quadrat messende Steinplatte von 30 cm Dicke zu Tage. Diese Steinplatte lag genau horizontal, direkt unter dem Humus und genau in der Achsenorientierung des Gebäudes, so daß die Diagonale durch ihre Ecken läuft.

Die sorgfältig mit ebener Oberfläche zugehauene Platte war offenbar schon in alter Zeit in drei Stücke zerbrochen. Um sie herum fanden sich tiefer als ihre Oberfläche kleine Steinbrocken. Derselbe Schnitt traf im gleichen Abstand von 6 m von der Ost- und der Nordmauer und der Mittelachse eine Stelle im Boden, an der deutlich zu erkennen war, daß hier in späterer Zeit nachgegraben war (H). In der näheren Umgebung der Stelle H fanden sich in gleicher Lage kleine Steinbrocken, wie bei der Steinplatte B. Ein Schnitt 11 im Abstand von 6 m parallel zur Westmauer gezogen, brachte 6 m von der Nordmauer und 6 m von der Mittelachse entfernt den gleichen Befund wie bei H und zwar Spuren einer Eingrabung in den Boden und Steinbrocken (Punkt A). Außerdem befand sich dort an der Oberfläche eine offenbar schon seit langer Zeit dort liegende stark bemooste dreieckige Steinplatte mit einer Bruchfläche an der Dreiecksbasis, genau halb so groß wie der bei A gefundene Steinblock. Es kann kein Zweifel sein, daß diese Steinplatte ursprünglich an der B entsprechenden Stelle A gelegen hat, in zwei Teile zerbrochen und ihre andere Hälfte irgendwohin verschleppt worden ist.

1) Die Paret'schen Schnitte sind im Plan nicht eingezeichnet.

2) Fundberichte aus Schwaben Neue Folge I Stuttgart 1922 S. 85, „Stuttgarter Neues Tageblatt“ vom 21. 9. 1921.

Im Schnitt 11, der B mit A verbindet, fanden sich im Abstand von je 4 m von einander Packungen von kleinen Stubensandsteinbrocken, etwa 40 cm im Umfang; sie machten den Eindruck von Sockelpackungen (Punkt C und D).

Schnitt 10 in 6 m Abstand parallel zur Nordmauer gezogen, erbrachte zwischen A und H in gleichem Abstand wie zwischen A und B ebenfalls derartige Steinpackungen (F und G). Der Schnitt 2 in 6 m Entfernung parallel zur Ostmauer gezogen, traf die D und C entsprechenden Steinpackungen I und K. Schnitt 5 an der Stelle eingetieft, wo die B entsprechende Steinplatte zu suchen wäre, zeigte, daß an dieser Stelle im Boden in späterer Zeit nachgegraben worden war. Im unberührten Boden in der Umgebung dieser Stelle fanden sich aber die gleichen kleinen Steinbrocken wie bei A und H (Punkt L).

Schnitt 6 parallel zur Südseite gezogen, brachte die Steinpackungen N und M ans Tageslicht. Sonst fanden sich in diesen Schnitten keinerlei Steine oder Reste irgendwelcher Pfostenlöcher.

Die Schnitte 7 und 9 parallel und die Schnitte 3 und 4 senkrecht zur Hauptachse gezogen, ließen keinerlei Reste von Einbauten im Inneren des von den Steinpackungen umschlossenen Raumes erkennen. Es fanden sich lediglich in geringer Tiefe Scherben von Kochtöpfen, Krügen und einer Rheinzaberner Sigillataschale. Ab und zu enthielt die helle, nur schwer von dem gewachsenen Boden zu trennende Erde auch Reste von Dachziegeln und kleinen Bruchstücken von Ziegelplättchen.

Durch Schnitt 12 wurde im Nordwestquadranten der Anlage eine Grube E angeschnitten. Ihre Aufdeckung zeigte, daß sie einen quadratischen Grundriß von 2 m Seitenlänge hatte und daß aus ihrer Nordwest- und Südostecke eine kreisförmige Ausbuchtung etwa 1 m weit herausführte.

An ihrem Ostrand lagen in etwa 40 cm Tiefe sorgfältig horizontal nebeneinander gepackt, einige römische Backsteinplättchen, wie sie sonst zum Aufbau der Hypokaustenpfeiler verwendet werden. Die Grube selber reichte mit senkrechter Wandung 120 m in den gewachsenen Boden herein und war mit dunklem Boden, in der Hauptsache aber mit abwechselnden Schichten von Ziegelbruchstücken aller Art (Dachziegel, Platten usw.) und Stubensandsteinbrocken angefüllt. Die Struktur der Füllung zeigte deutlich, daß das Material in die Grube gepackt und nicht etwa nachträglich in dieselbe hereingestürzt ist. Die Grube machte den Eindruck einer Sickergrube, da sie für eine Fundamentpackung zu tief ist. Irgendwelche Reste von Tierknochen oder Anhaltspunkte dafür, daß im Gebäude je ein Herdfeuer gebrannt hätte, kamen nirgends zu Tage. Als Zeitpunkt für das Alter der Anlage ergibt sich aus den Funden die Mitte des 2. Jhrhds. nach Chr., d. h. die Blütezeit der Besiedelung des mittleren Neckarlandes.

Der Fund der Steinplatte B und der Steinpackungen in den regelmäßigen Abständen gibt uns die Möglichkeit, das Grundrißschema des Gebäudes zu rekonstruieren (siehe Plan rechts).

Wir haben vor uns: eine Umfassungsmauer von 26 m im Quadrat, 80 bzw. 60 cm stark, mit einem stark fundamentierte Tor von 2,70 m Breite, mit wohl zweiflügliger Tür. Im Inneren des Quadrates, in 6 m Abstand von der Innenkante der Außenmauer, eine zentrale ebenfalls quadratische Pfostenstellung, mit schweren Steinplatten von 80 cm Dm. an den Ecken und dazwischen je 2 aus Steinen bestehende Sockelpackungen im Abstand von je 4 m. Der fehlende Bauschutt im Innern zeigt, daß zu diesen Packungen und Eckplatten ein Holzoberbau gehörte.

Für die Rekonstruktion des Oberbaues des Gebäudes scheidet die Möglichkeit aus, daß der ganze von der Umfassung umgebene Raum überdeckt war,

und die Steinsetzungen im Innern nur Stützen für den schweren Dachstuhl trugen, da Mauer wie Steinpackungen dafür viel zu schwach sind. Es bleiben demnach nur noch zwei Rekonstruktionsmöglichkeiten übrig. Entweder war der Raum zwischen Umfassung und Pfostenstellung überdacht und ein offener Hof im Inneren des Baues, also ein Peristyl,<sup>3)</sup> oder die Umfassung ist lediglich eine Umfassungsmauer und über der Steinsetzung im Innern erhob sich ein hölzernes quadratisches Gebäude von 12 m Seitenlänge mit leichtem Dach. Zwischen Gebäude und Umfassungsmauer wäre dann ein offener Umgang anzunehmen. Da die Eckplatten ebene Oberflächen haben, und der Befund der Zwischensteinpackungen senkrecht stehende Pfosten ausschließt, ist zwischen A, B, L, H ein Schwellbalken anzunehmen, in den die Wand und die Stützen für das Dach eingelassen waren. Die Notwendigkeit der Annahme von Schwellbalken macht für die Rekonstruktion des Bauwerkes die Annahme eines in der Mitte befindlichen isolierten Gebäudes wahrscheinlicher. Bei Annahme von peristylartigem Bau des Gebäudes ist nicht einzusehen, warum die Römer für die Stützen, Innenwand und des Dachs des Peristyls nicht die üblichen Pfostensteine mit Einarbeitung verwendet haben, sondern die hierfür ungewöhnlichen Schwellbalken, in die erst die Stützen des Daches des Umganges eingelassen werden mußten.

Gebäude mit einem Grundrißschema wie hier gefunden, sind in Württemberg bisher unbekannt.<sup>4)</sup>

Für die Deutung des Zweckes des Gebäudes ist zunächst der Umstand wichtig, daß der Bau in dem fast gänzlich siedlungsleeren Stubensandsteingebiet sich befindet, von dem Paret a. a. O. wohl mit Recht annimmt, daß es immer mit Wald bestanden gewesen ist. Römische Funde sind aus der nächsten Umgegend bisher nicht bekannt geworden, als nächste Straße liegt 1 km östlich die Römerstraße Vaihingen—Solitude. Nun haben sich im Inneren des Gebäudes keinerlei Reste gefunden, die dafür sprechen, daß der Bau bewohnt wurde. Vor allem fehlen Herdstellen, Holzkohlenreste und Tierknochen völlig. Lage und Funde verbieten also an militärischen oder zivilen Zweck zu denken. Die Paret'sche Deutung des Gebäudes als Viehstall ist schon deshalb nicht möglich, weil im Innenraum völlig der typische dunkle Boden fehlt, der sich immer da findet, wo sich längere Zeit Vieh aufgehalten hat. Es bleibt also nur noch die Deutung als Kultbau (Tempel) übrig.

Bei den gallorömischen Tempelanlagen ist ein quadratisches Grundrißschema durchaus geläufig. In der oben als am wahrscheinlichsten ermittelten Rekonstruktion, Umfassung mit isoliertem Innenbau, haben wir dann bei dieser Deutung in der Umfassung (worauf mich Drexel freundlichst aufmerksam machte) die Maceria und in dem Innenbau den eigentlichen Kultbau zu sehen. Daß die Maceria einen wesentlichen Teil dieser Kultbauten ausmacht, zeigen die Inschriften: z. B. aus Köngen; Haug-Sixt, Nr. 497. Auch die Maße des Baues passen für eine derartige Deutung einigermaßen. So hat z. B. beim Tempel von Moehn in der Eifel<sup>5)</sup> der annähernd quadratische Innenbau auch 12 : 13 m Seitenlänge. Die Grube E im Innern wäre dann als Sickergrube für etwa beim Opfer vergossene Flüssigkeit aufzufassen. Wie weit die hier gegebene Erklärung

<sup>3)</sup> Bei der Rekonstruktion als Peristyl läge nahe in der Grube E eine Sickergrube für die Abwässer vom Dach desselben anzunehmen. Dieses ist jedoch ausgeschlossen, da die Grube im höchsten Teil des Innenraums liegt.

<sup>4)</sup> Nur ein ebenfalls isoliert liegendes quadratisches Gebäude von 20 m Seitenlänge bei Neuhausen auf der Filder (Albvereinsblätter 1900, Seite 220), über das aber Genaueres nicht bekannt ist, könnte in diese Gruppe von Gebäuden passen.

<sup>5)</sup> Hettner, Drei Tempelbezirke im Trevererlande S. 1 ff.

für diesen eigenartigen Bau zutreffend ist, werden spätere Grabungen und Aufdeckungen von Kultanlagen, die sich sicherlich auch für das württembergische Gebiet noch finden müssen, zeigen.

Nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung erscheint mir jedenfalls die Deutung dieses Baues als Kultbau am wahrscheinlichsten, obgleich Funde, die dies sicher machen könnten, fehlen.

Berlin.

G. Bersu.

### Zur Wiederherstellung und Deutung des römischen Gebäudes im Rotwildpark bei Stuttgart.

Was den Aufbau betrifft, so kommt ein einheitlich überdachter Bau schon wegen der Größe, wie auch Bersu betont, nicht in Frage. Damit erledigt sich ein Vergleich mit dem größten Tempel (I K) von Möhn und den ähnlichen Tempeln mit Säulenumgang. Es bleiben nur zwei Möglichkeiten: die Mauer ist entweder eine Hofmauer, die einen freistehenden Holzbau einfriedigt oder die Pfosten bilden mit der Mauer eine Bauanlage mit offenem Mittelhof.

Bersu entscheidet sich für die erstere Annahme. Dagegen spricht aber die Stärke der Mauer und ihres Fundaments (0,70 m hoch, 0,80 m stark), die in gar keinem Verhältnis zu dem einfachen Pfostenbau stehen würde und sich nur erklären ließe, wenn der Innenbau aus konservativ-sakralen Gründen aus Holz sein mußte. Dies ist sicher nicht der Fall gewesen. Bei den gesicherten Tempelanlagen ist die oft viel größere Umfassungsmauer höchstens gleich stark, meist aber schwächer wie die Cellamauer. Auch die Maceria von Köngen ist mit ihrer 0,55—0,57 m starken Mauer von 7 auf 10 m Größe etwas ganz anderes als die Anlage im Rotwildpark.

Die gallisch-rheinischen Tempel, die übrigens meist nicht genau quadratisch sind, stehen selten allein und nie ganz zentrisch innerhalb ihrer Hofmauer, mit der sie ja auch keinerlei organische Verbindung haben. Dabei ist der Hofraum im Verhältnis zum Innenbau immer größer als bei unserem Gebäude. Hier spricht nicht nur die Stärke der Mauer dafür, daß diese mehr war als eine Hofmauer, es zeigt auch die Anordnung der Pfosten bzw. der Lager für die Schwellbalken, daß Mauer und Pfostenstellung organisch zusammengehören: die gegenseitige Entfernung ist auf allen vier Seiten dieselbe und so gering (6 m), daß eine Ueberdachung des Zwischenraums leicht möglich war. Bersu lehnt eine offene Pfostenstellung und damit diesen ganzen Wiederherstellungsversuch ab. An ein offenes Peristyl denke auch ich nicht, sondern an geschlossene Bretterwände mit Türen nach dem Innenhof. Daß Bretter oder Bohlen viel verwendet waren, beweisen die zahlreich gefundenen Nägel. Die Pfosten der Wände werden recht wahrscheinlich auf Schwellen gestanden haben. Diese Anordnung empfahl sich schon der Bodenfeuchtigkeit wegen. So komme ich zu einem Bau mit starker Außenmauer und hölzernem Einbau mit Pultdächern, die an oder auf die Mauer gelehnt sind, und mit offenem Innenhof.

Gegen die Deutung als Kultbau könnte außer diesem Aufbau eben die einsame Lage im Waldgebiet sprechen, da doch bei Möhn, Dhronecken, Pomern usw. sich Nebenbauten und kleinere oder umfangreiche Dorfanlagen unmittelbar anschließen. In der Umgebung der Anlage im Rotwildpark ist auf 4 km Entfernung noch keine Spur von römischen Bauresten gefunden worden. Nur eine Straße führt in 2 km Entfernung vorüber. Endlich fehlen hier vollständig die bei den genannten Tempeln in Massen gefundenen Weiheterrakotten, Münzen, auch Skulpturen usf. So spricht meiner Ansicht nach nichts für, aber alles gegen die Deutung als Kultbau. Unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse glaube ich, daß der Bau landwirtschaftlichen Zwecken diene und